

Kraftanlagen und Talsperren

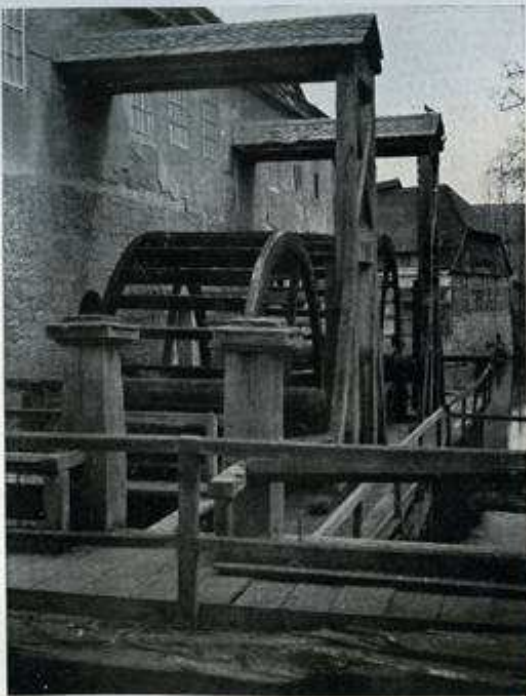
aus

DER KUNSTWART

Halbmonatsschau über Dichtung, Theater, Musik
Bildende und angewandte Künste

Herausgeber
Ferdinand Avenarius

München 1906



ZU DEM AUFSATZE: KRAFTWERKE
VON PAUL SCHULTZE-NAUMBURG



BEISPIEL



GEGENBEISPIEL



BEISPIEL

7



GEGENBEISPIEL

8



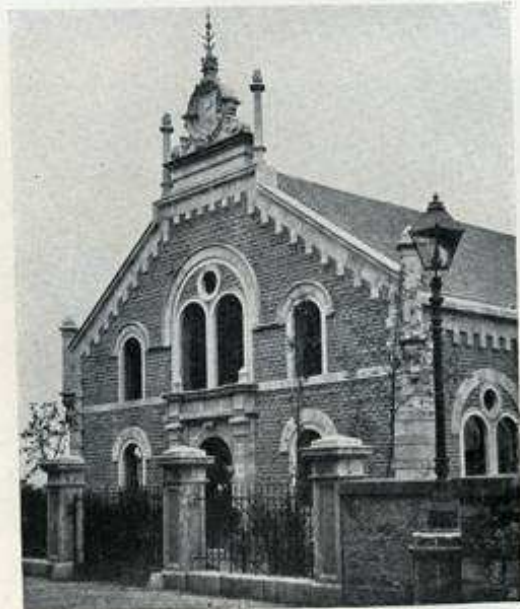
BEISPIEL

9

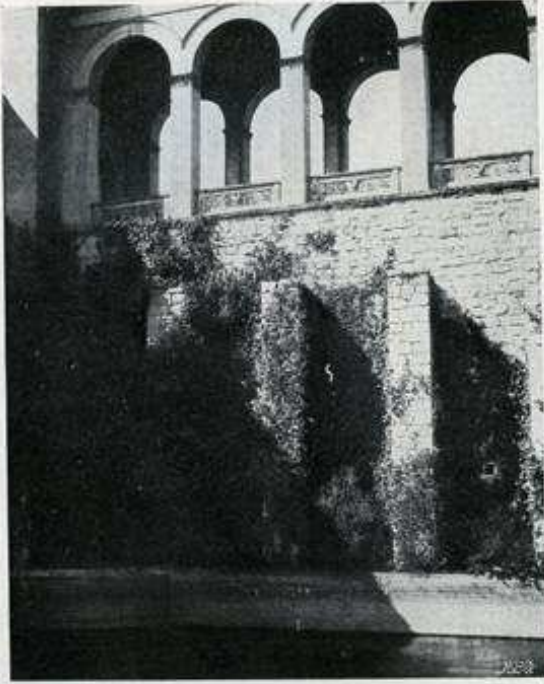


GEGENBEISPIEL

10



11



12



13



14



15



16





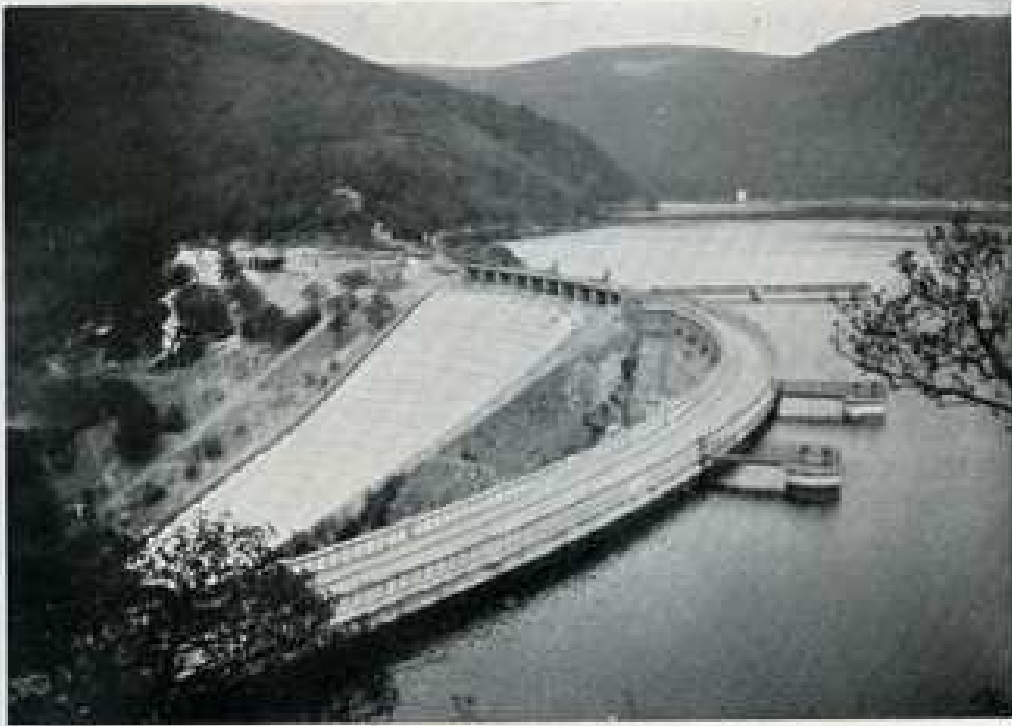
17



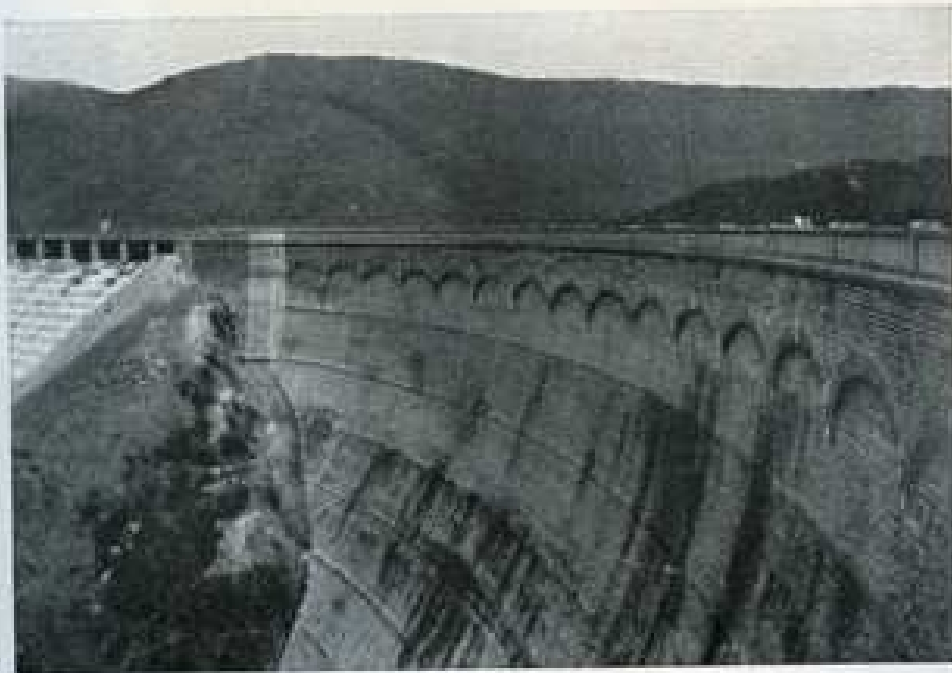
20



21



22





ZU DEM AUFSATZE: KRAFTWERKE
VON PAUL SCHULTZE-NAUMBURG

Disziplin zu beleben. Wie leuchten in den Hauptstädten die Augen der ganzen Klasse auf, wenn des Lehrers Vortrag einmal z. B. auf Richard Wagner hindeutet! Die Jungen bei dem zu packen, was sie am meisten „interessiert“ und ihnen so mittelbar das Lehrziel anziehend zu machen, ist keine schlechte Methode, und da den meisten Musik ein wirkliches Vergnügen macht, so könnte sie auf diese Weise noch eine wichtige Aufgabe im Mittelschulunterricht erfüllen. Nur darf sie natürlich nicht bloß isoliert, als „Fach“ behandelt werden, sondern muß auch mehr oder weniger mit anderen Disziplinen sich verbinden. Ja ich möchte sagen, je weniger „doziert“, je mehr spielend, nebenher, je weniger ohne offizielle Belastung gelernt wird, um so besser.

Ich weiß sehr wohl, daß zur Einarbeitung solcher Ideen in den Lehrplan Jahre gehören. Was wir heute schon wünschen müssen und verlangen dürfen, ist, daß die Schule die privaten musikalischen Bestrebungen nicht mit Eifersucht, sondern mit grundsätzlichem Wohlwollen betrachte und fördere, begleiche alle Institutionen, die auf die musikalische Fortbildung der Schüler gerichtet sind, z. B. Jugendkonzerte usw. Also das Eingeständnis, daß die Schule durchaus nicht alle Bildungselemente in genügender Weise vermitteln, daß auch außerhalb ihres Bereiches wichtige Bildungsquellen fließen. Etwas Schuldüffel wird dabei fallen. Aber die alte Weisheit des Lateiners wird dann auch hier mehr zu Ehren kommen: non scholae sed vitae.

Josef Seidler

Kraftanlagen und Talsperren

Wenn man sich über die ästhetische Bedeutung von Kraftanlagen, in besonderer Bezugnahme auf die Wasserstaumwerke, äußern will, so tut man wohl gut, die Frage zu Anfang etwas zu erweitern, indem man die ästhetische Wirkung von technischen Anlagen ganz im allgemeinen untersucht.

Technische Anlagen sind an sich nichts Neues und durchaus keine Erfindung des 19. Jahrhunderts. Wir finden ein Hinausgehen über den eigentlichen Handwerksbetrieb zum Maschinenbetrieb auch bei uns in Deutschland schon sehr früh und zwar zuerst in Form der Wassermühlen. Wir dürfen hier nicht den Standpunkt einnehmen, daß unsere alten Mühlen romantische Dinge wären, die nicht zum Thema gehörten. Eine jede Mühle ist durchaus in ihrem Wesen eine Wasserstaunanlage und ein Kraftwerk zum maschinellen Betriebe. Mögen die Formen auch noch so primitive sein und die Kraftausnutzung auch noch so gering, wir können doch nicht weglegen, daß es eine Wasserstau- und Kraftanlage ist. Daß unsere alten Mühlen häßlich seien, hat nun eigentlich noch niemand behauptet. Ich zeige in Abb. 1 das Bild irgend einer älteren Wassermühle, das für unsere Generationen immer noch ein bekanntes und vertrautes Bild ist. Ich wählte nicht die Ansicht von außen her, wo ein altes Dach unter hohen Bäumen stünde und sich auf diese Weise ein malerisches Bild ergäbe, das seine ästhetischen Werte mehr aus seinem Dasein als gemütliches Haus in einer

reizenden Landschaft bezöge, sondern ich wählte die technische Seite des Betriebes. Ich glaube, daß man allgemein zugeben wird, daß auch auf dieses Bild durchaus das Wort „schön“ zutrifft. Auch vor der alten Mühle aus Danzig (Abb. 2) haben wir wohl die Empfindung, daß sie eine fast monumental zu nennende Lösung bedeutet. Eine andere alte Form der Kraftanlage ist die Windmühle, die uns allen ebenfalls gut vertraut ist, und von denen ich eine abbilde, die durchaus im Rahmen des Ueblichen bleibt (Abb. 3). Aber noch andere technische Betriebe sind uns aus der Vergangenheit überkommen so z. B. die Schachtanlagen, die man heute noch vielfach bei Quellen und Bergwerksbetrieben findet. Auch hier kann keiner davon reden, daß diese Anlagen häßlich seien. Sie passen sich wunderschön in die Landschaft und verleihen ihr etwas von dem Zauber des Geheimnisvollen, Seltsamen, oft des Düsternen und Ernstern, das in dieser Weise doch auch seine hohen ästhetischen Werte birgt. Auch kleine technische Anlagen wie etwa Brunnenhäuser usw. wurden in früheren Zeiten so meisterhaft gelöst, daß sie trotz ihrer einfachsten Gestaltung einen Schmuck des Ortes bedeuteten (Abb. 5), wenn wir von der heutigen Auffassung von Schmuck absehen, der allein in pomphaften Denkmälern und reichen geschmückten Bauwerken eine Verschönerung erblickt und vollkommen die Stimmungswerte außer Acht läßt, die doch in Wahrheit eine weit tiefere Schönheit bergen, als bloßer Ausputz. Ein entzückendes Bild gibt das einfache Brunnenhäuschen auf Abb. 7. Daß frühere Zeiten auch da nicht versagten, wo es sich um reichere Lösungen handelte, zeigt das prächtige Brunnenhaus auf Abb. 9.

Was für schöne Gestalten Zeiten schufen, die gar nicht so weit hinter uns liegen, erweist uns z. B. auch das Wasser-Reservoir auf dem Pfingstberge bei Potsdam, das Friedrich Wilhelm IV. erbaut hat (Abb. 11). Mag man einwenden, daß hier große fürstliche Mittel zur Verfügung standen, so muß man trotzdem bekennen, daß ohne diesen feinen Geschmack nichts erreicht worden wäre. Das beweisen heute tausende von Gestaltungen, bei denen die Mittel noch viel größere sind.

Abb. 12 zeigt einen alten Kran, der ebenfalls von großer Schönheit ist, dann Abb. 13 ein altes Fabrikgebäude und endlich Abb. 14 ein neueres Fabrikgebäude, das mir durch seine außerordentliche Schönheit auffiel und das sich in seinen Formen den modernen größeren Bedürfnissen doch schon recht nähert. Ich setze denen einige moderne Anlagen als Gegenbeispiele gegenüber (Abb. 6, 8 und 10). Daß diese Baulichkeiten schön wären und sich in irgendwelcher Weise dem Landschaftsbilde einfügten, läßt sich nicht behaupten.

Diese Uebersicht hat uns zum mindesten gezeigt, daß große und kleine technische Betriebe nicht unbedingt häßlich zu sein brauchen, und daß frühere Zeiten es eben besser verstanden, ein jedes Ding harmonisch und schön zu gestalten. Da unsere Aufgaben heut wesentlich größer und oft auch ganz andere sind, so wird man keine unmittelbare Parallele zu diesen Anlagen ziehen können, aber es wird doch sehr wahrscheinlich, daß eben nur die Gestaltungsunfähig-

seit unserer Zeit und nicht die Aufgabe an sich es ist, die alle unsere technischen Werke so außerordentlich häßlich macht. In den meisten Fällen ist es ja gar nicht der technische Teil des Betriebes, was uns bei unseren modernen Anlagen so schmerzhaft ins Gesicht schlägt, sondern es ist der jämmerlich alberne Auspuß, den man dem Ding gibt, so z. B. bei dem Elektrizitätswerk auf Abb. 10, das ich durchaus nicht etwa als besondere Ausnahme-Schönlichkeit aufgefaßt habe, sondern das sich so ziemlich auf der heutigen Norm für derartige Bauten hält. Natürlich sehen wir nur das Gehäuse des Betriebes. Die Dynamos, die ich durchaus nicht häßlich finden kann, müssen der Außenwelt verschlossen werden, und um das zu erreichen, wählt man diesen Auspuß offenbar in der Absicht, die Anlage „schöner“ zu machen. Wir sehen, wir kommen hier bei Krastanlagen genau zu dem Ergebnis, wie bei der übrigen Bauerei. Nicht die Aufgabe, die Bedingungen oder die Verhältnisse sind es, die die Häßlichkeit erzwingen, sondern der Sinn des modernen Menschen ist schuld daran. Und wenn man über den alten Aberglauben hinaus ist, in der Schönheit nur ein angenehmes Anhängsel des Lebens zu erblicken, wenn man sich zu der Ansicht bekennt, daß Schönheit nichts als sichtbare Harmonie des Lebens bedeutet, so wird man sich gestehen müssen, daß eben nur deswegen alles so häßlich um uns herum wird, weil das Ethos der Menschen im Absteigen begriffen ist, trotz aller unserer Niesenerregungenschaften auf einzelnen Gebieten. Ein Baum, von dem nur ein paar Äste wie geistige Triebe stangenlang in die Luft ragen, während alle andern auf ihre Kosten verkommen und absterben, ist kein gesunder Organismus, dem ein langes Leben prophezeit werden kann. Unsere heutige Kultur gleicht einem solchen Baume. Wenn wir das unsere tun wollen, um dieser großen Gefahr zu steuern, so dürfen wir nicht wie der schlechte Arzt die Symptome der Krankheit äußerlich entfernen, sondern wir müssen auf den Grund der Dinge gehen und die Kulturideen zu kräftigen suchen, die geeignet sind, der Menschheit eine höhere und harmonischere Auffassung vom Leben zu geben.

Diese kurze Abschweifung war notwendig, damit man nicht annimmt, ich glaubte durch eine bloße gewaltsame Veränderung der Form eine Verbesserung herbeiführen zu können. Kehren wir zu den Wasserkrastanlagen zurück. Es liegt in der Natur des Wassers, daß zur Ausnutzung seiner Kräfte Sammelbeden geschaffen werden müssen, und diese Sammelbeden greifen beträchtlich in die Landschaft ein, da sie meist von erheblichem Umfange sind. Untersuchen wir hier zunächst an der Hand von älteren Anlagen, in welcher Weise das Landschaftsbild von Wasserstaubeden beeinflusst wird.

Die älteste Form der Wasserstaubeden sind wohl die Mühlenwehre, wie ich auf Abb. 15 eins von einem größeren Flusse anführe. Daß solche Wehranlagen häßlich seien, hat wohl auch noch niemand behauptet. Schon die Bewegung des lebendigen Wassers macht sie äußerst reizvoll, und auch in den Schleusenanlagen vermag ich nichts Häßliches zu erblicken, da sie uns das Leben des emsigen menschlichen Treibens so wundervoll zur Anschauung bringen. Aber auch Staubeden anderer Art in Form von kleinen Seen oder

Teichen finden wir in älteren Zeiten häufig. Ich zeige in Abb. 16 einen der Stautelche, wie sie in entlegenen Gebirgstälern zum Betrieb von Eisenhämmern noch heute vielfach zu treffen sind. Ich kann nicht finden, daß das Landschaftsbild durch diese Weiher eine Einbuße erlitten hätte, ich bin der Ansicht, daß die landschaftliche Schönheit durch sie ganz bedeutend gesteigert worden ist. Ein solches Gebirgstal ist an sich zwar schön, doch ist ein stundenlanger Weg oft etwas einsörmig, da sich dieselbe Szenerie meist in gleicher Weise wiederholt. Natürlich liegt in dieser Gleichförmigkeit auch wieder ein Reiz, den wir nicht ganz verlieren möchten, doch vermag ich, wie gesagt, in den einzelnen eingestreuten Teichen mit den dunklen Hammerschmiedeln nur eine Bereicherung zu erblicken — wie jede menschliche Anlage die außer menschliche Natur bereichern und verschönern mußte.

Wenn gegenüber den modernen Talsperren die Auffassung fühlbar ist, daß sie etwas vollkommen Neues seien, zu dem wir erst unsere Stellung suchen müßten, so bedarf das doch der Einschränkung, daß es sich um Größenunterschiede, nicht um Wesensunterschiede handelt. Wir müssen also die Frage stellen, inwieweit die ästhetische Wirkung sich durch die außerordentliche Vergrößerung der Krastanlagen ändert.

Mit kurzen Zügen kann man das Wesen der modernen Talsperren wie folgt umschreiben. Man zieht quer durch ein Tal, das von einem kleineren Wasserlaufe durchflossen wird, eine Stauwand von außerordentlicher Höhe, durch die das langsam zufließende Wasser zurückgehalten wird, bis es in secartiger Ausdehnung das Tal viele Kilometer hinauf anfüllt und viele Millionen Kubikmeter Wasser aufstaut. Die technische Bedeutung dieser Anlage ist außer Frage. Der Druck der Aufstauung einer so außerordentlich großen Menge Wassers bedeutet nicht nur ein ungeheures Krastzentrum, sondern auch ein Mittel, dem Wassermangel im Sommer und den Hochwassern zu begegnen. Man hat wirklich durch ein so riesenhaftes Staubecken Mittel in der Hand, Hochwasser vom Unterland abzuhalten, oder doch seine Wirkung erheblich abzuschwächen, soweit es sich um die normalen Herbst- und Frühjahrshochwasser und nicht etwa um plötzlich ausbrechende Wollenbrüche handelt. Bei denen nützt das Staubecken natürlich auch nichts, wenn es zufällig schon gefüllt ist.

Ich habe, um mich gründlich über die Fragen zu orientieren, die beiden größten Stauwerke, die wir bis jetzt in Europa haben, aufgesucht und zahlreiche Aufnahmen gemacht, von denen ich hier einige anführen möchte. Die größte ist die Urstalsperre, die erst vor kurzem fertiggestellt wurde und die riesige Fülle von 15 Millionen Kubikmeter Wasser aufzustauen vermag.

Das Urstital ist ein von hohen Bergen umgebenes Tal des Ardennengebietes, dicht an der belgischen Grenze, das sein Wasser durch die Räder der Maas zusendet. Um den Charakter des Tales zu zeigen, habe ich eine Aufnahme (17) gemacht, die das Bild von der Talseite aus unterhalb der Stauwand festhält und uns andeutet, wie das Tal aller Wahrscheinlichkeit nach auch im Staubecken selbst

Teichen finden wir in älteren Zeiten häufig. Ich zeige in Abb. 16 einen der Stauteiche, wie sie in entlegenen Gebirgstälern zum Betrieb von Eisenhämmern noch heute vielfach zu treffen sind. Ich kann nicht studen, daß das Landschaftsbild durch diese Weiher eine Einbuße erlitten hätte, ich bin der Ansicht, daß die landschaftliche Schönheit durch sie ganz bedeutend gesteigert worden ist. Ein solches Gebirgstal ist an sich zwar schön, doch ist ein stundenlanges Weg oft etwas eintönig, da sich dieselbe Szenerie meist in gleicher Weise wiederholt. Natürlich liegt in dieser Gleichförmigkeit auch wieder ein Reiz, den wir nicht ganz verlieren möchten, doch vermag ich, wie gesagt, in den einzelnen eingestreuten Teichen mit den dunklen Hammerschmieden nur eine Bereicherung zu erblicken — wie jede menschliche Anlage die außermenschliche Natur bereichern und verschönern mußte.

Wenn gegenüber den modernen Talsperren die Auffassung fühlbar ist, daß sie etwas vollkommen Neues seien, zu dem wir erst unsere Stellung suchen müßten, so bedarf das doch der Einschränkung, daß es sich um Größenunterschiede, nicht um Wesensunterschiede handelt. Wir müssen also die Frage stellen, inwieweit die ästhetische Wirkung sich durch die außerordentliche Vergrößerung der Kraftanlagen ändert.

Mit kurzen Zügen kann man das Wesen der modernen Talsperren wie folgt umschreiben. Man zieht quer durch ein Tal, das von einem kleineren Wasserlaufe durchflossen wird, eine Staumauer von außerordentlicher Höhe, durch die das langsam zusießende Wasser zurückgehalten wird, bis es in seeartiger Ausdehnung das Tal viele Kilometer hinauf anfüllt und viele Millionen Kubikmeter Wasser aufstaut. Die technische Bedeutung dieser Anlage ist außer Frage. Der Druck der Aufstauung einer so außerordentlich großen Menge Wassers bedeutet nicht nur ein ungeheures Kraftzentrum, sondern auch ein Mittel, dem Wassermangel im Sommer und den Hochwassern zu begegnen. Man hat wirklich durch ein so riesenhaftes Staubecken Mittel in der Hand, Hochwasser vom Unterland abzuhalten, oder doch seine Wirkung erheblich abzuschwächen, soweit es sich um die normalen Herbst- und Frühjahrs-Hochwasser und nicht etwa um plötzlich ausbrechende Wollenbrüche handelt. Bei denen nützt das Staubecken natürlich auch nichts, wenn es zufällig schon gefüllt ist.

Ich habe, um mich gründlich über die Fragen zu orientieren, die beiden größten Stauwerke, die wir bis jetzt in Europa haben, aufgesucht und zahlreiche Aufnahmen gemacht, von denen ich hier einige anführen möchte. Die größte ist die Urstalsperre, die erst vor kurzem fertiggestellt wurde und die riesige Fülle von 45 Millionen Kubikmeter Wasser aufzustauen vermag.

Das Ursttal ist ein von hohen Bergen umgebenes Waldtal des Rermetergebirges, dicht an der belgischen Grenze, das sein Wasser durch die Räder der Maas zusendet. Um den Charakter des Tales zu zeigen, habe ich eine Aufnahme (17) gemacht, die das Bild von der Talseite aus unterhalb der Staumauer festhält und uns andeutet, wie das Tal aller Wahrscheinlichkeit nach auch im Staugebiet selbst

immer die Gestaltung eines schönen klaren Spiegels an, der nach der Natur des Elementes wohl nie un schön werden kann. Eine andere Frage ist die nach der Gestaltung der Bauwerke selber. Bei den von mir gesehenen Talsperren war die architektonische Fassung meist eine sachlich schlichte und architektonisch anständige. Die großen Betonmauern sind meist mit mächtigen Werksteinen verblendet und zeigen die Formen, die sich konstruktiv ergeben. Ueber die architektonische Ausgestaltung der Geländer, Schlenkentürme usw. ließe sich allerdings wohl noch reden. Sie sehen manchmal etwas nach angestrebter Romantik aus. Ich glaube, daß sich hier noch manches schlichter und dabei doch charaktervoller gestalten ließe, denn wenn wir diese Bauten mit den anfangs gezeigten alten vergleichen, so müssen wir doch gestehen, daß trotz der hier unverkennbar weit großartigeren Anlage die eigentliche Gestaltungsfähigkeit so weit zurückbleibt, daß die rein ästhetische Wirkung von jenen älteren kleinen Bauwerken übertroffen wird. Wie großartig müßten diese neuen Bauwerke erst wirken, wenn eine gestaltende Kraft, die der alten ebenbürtig wäre, hinter ihnen stände! Ganz jämmerlich aber sind meist die Hochbauten, die neben den Talsperren entstehen, von denen ich in Abb. 24 eine anführe.

Wenn man mir bis hierher gefolgt ist, so wird man vielleicht annehmen, daß meiner Meinung nach dem Talsperrenbau bedingungslos zugestimmt werden könnte.

Aber meiner Meinung nach ist hier eine unbedingte Stellungnahme überhaupt nicht möglich. Es kommt immer auf den einzelnen Fall an, zunächst immer darauf, was wir durch die Talsperren gewinnen und was wir mit ihnen aufgeben. Als an die beiden extremen Schmalbeispiele erinnere ich an die Urstalsperre und die Dausenburger Talsperre. Im Urstal wurde ein wenn auch nicht gleichgültiges, so doch gleichartiges Tal, wie es deren in unserem Vaterlande Gott sei Dank noch Hunderte oder Tausende gibt, unter Wasser gesetzt, verlor seinen Charakter als anmutiges Waldtal mit seinen Wiesengründen und nahm dagegen die Form eines langgestreckten Bergsees an, wie ihn ja die Natur hier und da selbst schafft. In Dausenburg liegt die Sache aber so, daß nicht etwas häufig zu Findendes und Gleichartiges im Wasser begraben werden soll, sondern etwas, das vielleicht in der ganzen Welt einzig dasteht. Und wenn man in anderen Erdteilen noch mächtigen Stromschnellen begegnet, so hat Deutschland davon nichts. Des weiteren aber kommt in Betracht, daß diese Verbindung von Naturschönheit mit den Dokumenten germanischer Kultur, wie sie gerade in Dausenburg zu treffen ist, überhaupt nicht wieder vorkommt. Wenn in jenem Tal der Kölner Dom stände und man wollte ihn im Wasser begraben, um so und so viel Dollars dagegen einzutauschen, so würde sich gewohnheitsgemäß ein Sturm der Entrüstung erheben. Ich vermag nicht einzusehen, warum die Wunderwerke, die wir in Gottes freier Natur finden, weniger Daseinsrecht haben sollen, als die Werke menschlicher Kunst. Den Wesensunterschied zwischen Stromschnellen und Kölner Dom muß ich natürlich zugeben, die Gradverschiedenheiten ihres Wertes jedoch sind nicht allzu verschieden.

immer die Gestaltung eines schönen klaren Spiegels an, der nach der Natur des Elementes wohl nie unschön werden kann. Eine andere Frage ist die nach der Gestaltung der Bauwerke selber. Bei den von mir gesehenen Talsperren war die architektonische Fassung meist eine sachlich schlichte und architektonisch anständige. Die großen Betonmauern sind meist mit mächtigen Werksteinen verblendet und zeigen die Formen, die sich konstruktiv ergeben. Ueber die architektonische Ausgestaltung der Geländer, Schlenkentürme usw. ließe sich allerdings wohl noch reden. Sie sehen manchmal etwas nach angestrebter Romantik aus. Ich glaube, daß sich hier noch manches schlichter und dabei doch charaktervoller gestalten ließe, denn wenn wir diese Bauten mit den anfangs gezeigten alten vergleichen, so müssen wir doch gestehen, daß trotz der hier unverkennbar weit großartigeren Anlage die eigentliche Gestaltungsfähigkeit so weit zurückbleibt, daß die rein ästhetische Wirkung von jenen älteren kleinen Bauwerken übertroffen wird. Wie großartig müßten diese neuen Bauwerke erst wirken, wenn eine gestaltende Kraft, die der alten ebenbürtig wäre, hinter ihnen stände! Ganz jämmerlich aber sind meist die Hochbauten, die neben den Talsperren entstehen, von denen ich in Abb. 24 eine anführe.

Wenn man mir bis hierher gefolgt ist, so wird man vielleicht annehmen, daß meiner Meinung nach dem Talsperrenbau bedingungslos zugestimmt werden könnte.

Über meiner Meinung nach ist hier eine unbedingte Stellungnahme überhaupt nicht möglich. Es kommt immer auf den einzelnen Fall an, zunächst immer darauf, was wir durch die Talsperren gewinnen und was wir mit ihnen aufgeben. Als an die beiden extremen Schulbeispiele erinnere ich an die Urstaltalsperre und die Lausensburger Talsperre. Im Urstalt wurde ein wenn auch nicht gleichartiges, so doch gleichartiges Tal, wie es deren in unserem Vaterlande Gott sei Dank noch Hunderte oder Tausende gibt, unter Wasser gesetzt, verlor seinen Charakter als anmutiges Waldtal mit seinen Wiesengründen und nahm dagegen die Form eines langgestreckten Bergsees an, wie ihn ja die Natur hier und da selbst schafft. In Lausenburg liegt die Sache aber so, daß nicht etwas häufig zu findendes und Gleichartiges im Wasser begraben werden soll, sondern etwas, das vielleicht in der ganzen Welt einzig dasteht. Und wenn man in anderen Erdteilen noch mächtigen Stromschnellen begegnet, so hat Deutschland davon nichts. Des weiteren aber kommt in Betracht, daß diese Verbindung von Naturschönheit mit den Dokumenten germanischer Kultur, wie sie gerade in Lausenburg zu treffen ist, überhaupt nicht wieder vorkommt. Wenn in jenem Tal der Kölner Dom stände und man wollte ihn im Wasser begraben, um so und so viel Dollars dagegen einzutauschen, so würde sich gewohnheitsgemäß ein Sturm der Entrüstung erheben. Ich vermag nicht einzusehen, warum die Wunderwerke, die wir in Gottes freier Natur finden, weniger Daseinsrecht haben sollen, als die Werke menschlicher Kunst. Den Wesensunterschied zwischen Stromschnellen und Kölner Dom muß ich natürlich zugeben, die Gradverschiedenheiten ihres Wertes jedoch sind nicht allzu verschieden.

beide Werte sind nicht einfach durch Vergleich zu ermitteln, aber beide sind für die Menschheit unschätzbar. Wir leben heut in einer Zeit, in der die Masse der Menschheit die Schönheit in der Natur nicht mehr zu erkennen vermag. Es gab auch eine Zeit, in der die Menschheit die Schönheit des Kölner Doms nicht zu erkennen vermochte. Das Urteil der Mehrheit ist wie in den meisten Dingen nicht gleichbedeutend mit der Wahrheit.

Aber auch dem Zugeständnis, daß eine Talsperre in einem gleichförmigen Tale keine zu mißbilligende Anlage sei, möchte ich die Einschränkung hinzufügen, daß ich es nicht für wünschenswert halten würde, daß nun deswegen jedes Tal unserer Erde unter Wasser gesetzt würde, und daß wir zum Schluß nichts anderes als stufenförmig hintereinander liegende Staubecken hätten.

Der Sinn unserer Zeit ist allerdings meist auf Raubbau gerichtet; man will alle Pflanzen mit den Wurzeln haben, man begnügt sich nicht mehr mit einer Blüte. Es muß allmählich erkannt werden, daß der Wert unserer technischen Anlagen nie allein finanziell ausgedrückt werden kann. Es handelt sich stets darum, zu erkennen, welche Werte sie für allseitig harmonische Kulturideale haben. Das Bewußtsein von dem Dasein solcher Ideale gilt es wieder zu beleben, sonst müssen wir uns in Zukunft schämen vor den Zeiten, deren Tun von großen, auf Harmonie gerichteten Menschheitsideen getragen waren.

Paul Schulze-Naumburg

Lose Blätter

Gedichte von Anastasius Grün

Vorbemerkung. Anastasius Grün, der Graf Anton von Auersperg, dessen hundertster Geburtstag in diese Tage fiel, war in Wirklichkeit „der brave Soldat im Befreiungskriege der Menschheit“, der zu sein Heilich Seine mit minder unanschätzbarem Rechte sich rühmte. Nachdem er zuerst mit „Blättern der Erde“ und den Romanzen „Der letzte Ritter“ (Kaiser Max) hervorgetreten war, in denen der deutsche Geist Uhländischer Romantik lebt, schrieb er die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“, deren man sich in Oesterreich noch heute im Kampfe gegen die „Schranzen“ und „Klassen“ bedient, und erstieg dann in den Dichtungen „Schutt“ die Höhe des deutschen weltbürgerlichen, freheitsbegeisterten Idealismus. Auersperg hat seine freisinnigen Anschauungen bekanntlich auch in den Oesterreichischen Parlamenten und Landtagen vertreten und ist später ein waderer Kämpfer des Deutschthums gegen die Uebergriffe anderer Völker geworden. Was er als Dichter war, tritt gegen seine politische und nationale Bedeutung immerhin zurück. Vielleicht hat ihn als Poeten niemand besser als Julian Schmidt gekennzeichneter, und so wollen wir nachlesen, was dieser über ihn schrieb:

„Was den Erfolg des Dichters begründete, war zunächst die Kühnheit, mit der er die modernen Interessen und Bestrebungen von der poetischen Seite beleuchtete. Früher hatte selbst der Liberalismus die Verstandesüberzeugung von den notwendigen Mitteln zum Fortschritt der Menschheit von den Sympathien des Herzens getrennt; sein Verstand und seine Willenskraft